

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 245 Bydgoszcz / Bromberg, 26. Oktober 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(25. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Friedlich lag alles im Schimmer beginnender Herbststimmung.

Und heute nacht — —!?

Sie biß die Zähne aufeinander und trieb das Pferd an.

Tom Hawkins, Tom Hawkins, wo bist du?

Im schnellen Jagen wäre sie bald an dem Reiter vorbeigeprescht, der ihr aus Richtung Middletown entgegenkam.

Erst sein „halloh, Miß Light!" veranlaßte sie zum Halten. Da erkannte sie ihn, es war der Sheriff Riddle.

Sie atmete auf. Wie beruhigt war sie auf einmal. Dieses ehrliche Reitergesicht, der Stern, der das Gesetz symbolisierte, die gute Waffe da im Holster.

„Wo ist Mister Hawkins — haben Sie ihn gesehen, Sheriff."

Ein kleines, verstehendes Lächeln war um die dünnen Lippen des Texaners.

„Er ritt vorhin gen Middletown, Miß Light", sagte er freundlich, „ich wette, Sie finden ihn bei der Post oder da herum."

„Danke, Sheriff."

Lossy Light grüßte höflich und war dann auch schon weiter.

Sheriff Riddle's Lächeln wurde breiter, als er ihr nachsah.

„Ja, ja, die Liebe!" murmelte er.

Als Lossy Light nach Middletown hineingefegt kam, sah sie auf der Mainstreet gerade vor der Post den Rappen angebunden stehen, den Tom Hawkins häufig zu reiten pflegte.

Der Vormann kam gerade mit sehr nachdenklichem Gesicht aus der Office heraus.

Aber es erhellte sich mit einem Schlage, als er das Mädchen erblickte, das aus dem Sattel sprang und auf ihn zu eilte.

„Halloh, kleines Fräulein!" rief er erfreut, „das nenne ich ein nettes Zusammentreffen."

Sie schüttelte den Kopf. In ihren Blicken lagen Besorgnis und Sehnsucht so seltsam gemischt, daß es ihm auffiel.

„Was besonderes los, Mädel?" fragte er, „Sie sehen ja aus, als ob Sie ein Gespenst gesehen hätten."

„Den Teufel habe ich gesehen und reden hören!" stieß die sonst so sentimentale Sekretärin des Mister Coxton hervor. „Bitte, Mister Hawkins — unterbrechen Sie mich nicht, lassen Sie mich reden."

Wer die beiden da in den nächsten fünf Minuten mitten in dem Staub der Mainstreet von Middletown stehen sah, hastig flüsternd in Rede und Gegenrede, in Frage und Antwort, der mußte annehmen, er beobachte ein Liebespaar in heftigem Streit. Beinahe sah es auch so aus, als es zum Schluß kam. Denn das Paar trennte sich ziemlich kurz, dann ritt das Mädchen im schlanken Trab der Bruckfarm zu, der Mann aber lenkte mit finsterem Gesicht sein Pferd durch die Gassen von Middletown. Vor dem Gasthaus „Zur traurigen Krähe" hielt er und sprang aus dem Sattel.

*

Durch die Nacht fegte ein Auto, aus Chikago kommend, Richtung Middletown. Vier Menschen saßen darin: Georg Bruck, der das Steuer führte, der Pilot Chalmers, Fritz Reck und neben ihm schweigend und blaß Käte Bowman.

Das Flugzeug war in der Dämmerung in Chikago gelandet. Unmöglich natürlich, zu so ungünstiger Zeit weiterzufliegen. Eine Nachtlandung auf einer Pferdeweide der Bruckfarm wäre ein verbrecherisches Spiel gewesen.

Chalmers hatte vorgeschlagen, daß man sich in Chikago erst ein wenig erholen sollte. Denn der Flug von Guayana war für alle Beteiligten alles andere denn eine Erholung gewesen.

Georg Bruck hatte es aber nicht in Chikago gelitten. Eine furchtbare Unruhe hatte ihn gepackt.

„Ich muß sofort zur Farm, Chalmers. Ich werde hier ein Auto mieten. Sie können natürlich bleiben — alle. Mich hält es aber nicht mehr."

Keiner der anderen drei hatte zurückbleiben wollen. So fegte jetzt das Auto durch die Nacht der Bruckfarm zu.

Es bremste auch nicht den eiligen Lauf, als die kleine Stadt kam. Die Mainstreet ging es hinunter — weiter, immer weiter. Im Vorbeifahren durchzuckte Georg Bruck eine schnelle Empfindung: Wie ungewöhnlich still in der kleinen Stadt es war. Kein Kneipenlärm, keine Bewegung.

Natürlich, es ging schon gegen Morgen, aber irgendwie unheimlich war es doch.

Jetzt kam die Straße zur Bruckfarm. Da hinten lag schon Evelynes Eck, die Biegung, wo sie sich einst kennen gelernt hatten.

Dunkel standen an der Straße die Masten der Telephonlinie, die die Bruckfarm mit Middletown verband. Die dunkle Schnur der Drähte war deutlich zu sehen.

Georg Bruck atmete auf.

Daheim! Daheim!

Dann bremste er plötzlich so heftig, daß Chalmers, der neben ihm eingenickt war, mit einem unchristlichen Fluch auffuhr und sich den Kopf rieb.

„Was ist los, Mister Bruck?"

Georg Bruck hatte sich in dem Sitz aufgerichtet. Seine Hand wies seitwärts.

„Sehen Sie da, Chalmers. Was bedeutet das?"

Nun sah es auch der Flieger. Die dunkle Schnur zwischen den Masten war hier verschwunden, die Drähte hingen schlaff herab.

„Man hat die Verbindung unterbrochen!" rief Fritz Reck aus dem Rücksitz.

„Die einzige schnelle Verbindung, die die Bruckfarm mit der Außenwelt hat.
Kate Bowman hatte sich von ihrem Sitz aufgerichtet. Sie lauschte in die Ferne.
„Hören Sie, Mister Bruck?" rief sie. „Was ist da vorne, da kommen doch Reiter!"
In der Tat, da wo die scharfe Biegung der Straße war, wo dichtes Gebüsch stand, da hörte man Menschen, Pferde schnauften.
Eine ganze Schar schien jetzt vorwärts zu gehen. Es trabte heran, eine dunkle Masse. Gewehrläufe funkelten im Sternenlicht.
Georg Bruck ließ den Motor laufen, dann tastete er nach der Waffe in der Tasche.
„Nehmen Sie Deckung, Miß Bowman", befahl er rauh, „ich fürchte, hier muß der Herr der Bruckfarm anfangen aufzuräumen."
Eine rauhe Stimme aus den Reihen der Heranreitenden klang durch die Nacht.
„He, ihr da in eurem Benzinkasten, haltet und macht keine Dummheiten, oder es hagelt."
Georg Bruck ließ sich nicht einschüchtern.
„Wer hat hier das Recht friedliche Reisende aufzuhalten? Macht Platz!" ruft er zurück und ließ die warnende Hupe ertönen.
Die grobe Stimme gab schnell Antwort.
„Das Gesetz hat das Recht. Hier Aufgebot des Sheriffs in Middletown, die Maus möchte ich sehen, die wir nach der Bruckfarm durchlassen."
Jetzt erkannte Georg Bruck die Stimme.
„Brackwood!" rief er erleichtert.
„Wer kennt da meinen Namen?" Der Sprecher kam vorsichtig herangeritten, den Karabiner schußbereit vorgestreckt. Dann erkannte er, wen er vor sich hatte.
„Stehen die Toten auf?" brummte er. „Jungens, es ist Georg Bruck selber."
In die dunkle Masse kam Bewegung. Männer zu Pferde drängten sich um das Auto. Georg Brucks Name erklang in den herzlichsten Ausrufen.
Freude überlief ihn. Jetzt erkannte er fast jeden der Reiter.
Nachbarn von den umliegenden Farmen waren es und Bürger von Middletown. Er konnte gar nicht genug Hände schütteln.
„Was bedeutet das alles, Brackwood?" konnte er endlich fragen.
Der bärtige Farmer zuckte die Achseln.
„Ich weiß auch nicht alles, Bruck. Riddle hat uns mitten in der Nacht alarmiert. Wir sollen alle Zufahrtsstraßen zur Bruckfarm abschneiden, niemand unkontrolliert hinein oder heraus lassen. Es sei der Teufel los, auf der Bruckfarm, hat er gesagt, aber mit dem würde er schon fertig, wenn wir nur richtig absperrten. Muß irgend was nicht in Ordnung sein, Mister Bruck — denn den Draht haben sie durchschnitten."
Wie eine Bestätigung seiner Worte kam aus der Richtung der Farm ein deutliches, unverkennbares Geknatter.
„Schüsse", sagte Brackwood ruhig.
Georg Bruck gewann seine Ruhe wieder.
Er sprang aus dem Auto.
„Gebt uns ein paar Pferde, Brackwood und ein paar von euren Waffen. Ich muß hinüber. Das heißt", er wendet sich an Chalmers, „wenn Sie lieber hierbleiben wollen und auf Miß Bowman aufpassen — —"
Jack Chalmers sah den jungen Farmer unwirsch an.
„Wofür halten Sie mich, Mister Bruck? Übrigens, wo ist denn Miß Bowman? Ah — sehen Sie doch das Mädel."
Ja, Kate Bowman hatte gute Ohren. Sie hatte schnell begriffen, daß Georg Bruck sie hier hatte zurücklassen wollen.
Blitzschnell war sie aus dem Auto gesprungen, und war schon hinauf auf eines der Pferde, das ledig ging.
Ein anfeuernder Zuruf, und sie fegte davon, die Landstraße entlang, der Bruckfarm entgegen.
Brackwood sah Bruck fragend an.
„Hinterher?" fragte er.
Georg Bruck schüttelte den Kopf.
Das Teufelsmädchen! dachte er, und laut sagte er.
„Es geht schon in Ordnung, Brackwood. Vorwärts!"
Eine halbe Minute später jagte er hinter Kate Browman her, hinter ihm Chalmers und Reck.
Bruckfarm in Gefahr.

*

James Coxton sollte die Gewohnheit zum Verhängnis werden, daß er immer die Abende mit Evelyne ten Schaulen auf der Bruckfarm verplauderte und erst spät nach Middletown zurück zu fahren pflegte.
Allerdings, sie hatten sich ja jetzt auch mehr zu sagen, als früher. Für beide stand es fest, daß sie in einigen Tagen die Bruckfarm für immer verlassen würden. Ein neues Leben sollte beginnen.
Sie waren beide glücklich darüber in ihrer Art. So dauerte es auch an diesem Abend lange, bis sie sich trennten.
Vom Geländer aus sah Evelyne ten Schaulen dem Manne nach, wie er die Stufen hinunter auf den dunklen Hof hinausschritt. Sein Auto parkte diesmal hart an der Veranda. James Coxton war durch Schaden klug geworden. Plötzlich hörte Evelyne ten Schaulen einen ärgerlichen Ausruf.
„Ist etwas, James?" rief sie besorgt.
„Der Wagen ist nicht in Ordnung, irgend jemand muß daran etwas zerstört haben."
Evelyne ten Schaulen überfiel ein unerklärliches Gefühl der Angst.
Den Schal enger um die Schultern ziehend, eilte sie zu dem Manne hinab, der sich vergebens bemühte, dem starken Wagen eine Äußerung des Lebens abzugewinnen.
„Was bedeutet das, James?" fragte sie, dicht neben ihn tretend.
Er zuckte die Achseln.
„Wieder irgend eine Teufelei des Vormannes, vermutlich."
Evelyne ten Schaulen wußte Rat.
„Nehmen Sie meinen Wagen, James, und nehmen Sie mich mit nach Middletown. Ich fürchte mich so allein auf der Farm zu sein."
James Coxton hatte sich schon an Evelynes Wagen herangemacht.
„Es ist vergebens, Evelyne", sagte er dumpf, und wie er die Dunkelheit drohend spürte und die Geheimnisse, die sie barg, durchschauerte es ihn auch. „Auch Ihr Wagen ist unbrauchbar gemacht worden."
Sie faßte bebend seinen Arm.
„Ins Haus, schnell ins Haus, James", bat sie.
Er legte schützend den Arm um ihre Schultern. „Ich verlasse Sie nicht, Evelyne. Nur keine Furcht. Mein Gott, wir sind doch hier in einem zivilisierten Lande. Wir werden den Sheriff anrufen, einen Automechaniker aus Middletown bestellen, vielleicht ist das alles nur ein Zufall."
Aber es klang nicht sehr überzeugend.
Als die Lichter in Georg Brucks Arbeitszimmer aufleuchteten, sank Evelyne mit einem kleinen Seufzer der Erleichterung in einen Sessel.
James Coxton betätigte das Telephon. Aber kein Summen klang aus der Muschel. Er wurde fahl.
„Die Leitung ist unterbrochen", sagte er heiser.
In diesem Augenblick klopfte es an die Tür. Dann stand ein Mann auf der Schwelle.
Coxton atmete erleichtert auf.
„Peaser! Sie schickt uns der Himmel. Sie müssen sofort einen sicheren Mann nach Middletown reiten lassen. Irgend etwas ist hier nicht in Ordnung. Ich — —"
Der Chikagoer unterbrach ihn mit einer bei ihm ungewöhnlichen, energischen Handbewegung seiner Linken. Die Rechte hatte er mit einer Art napoleonischen Geste oben im Rock verborgen.
„Ich weiß alles, Mister Coxton", sagte er schleppend, „aber ich glaube kaum, daß ich in diesem Augenblick der richtige Mann bin, um Ihnen zu helfen. Ich bin eigentlich gekommen, um Sie zu bitten, mir den Geldschrankschlüssel zu geben."

„Den Geldschrankschlüssel?" fragte Evelyne ten Schaulen. Sie verstand nichts von dem, was dieser Mann sagte.

Aber James Coxton verstand.

„Peaser! Sind Sie wahnsinnig?"

Aber Mister Peaser hatte nun nach seiner Ansicht genug Komödie gespielt.

„Maul halten!" rief er schneidend, hier habe nur ich zu sagen und wenn es sein muß, spricht das da."

Blitzschnell verließ seine Rechte den Rock. Sie hielt einen Browning. Mit der Linken öffnete Peaser die Tür.

„Kommt rein, Jungens. Jetzt heißt es einsacken."

(Schluß folgt.)

Wassernot und Dynamit.

Eine wahre Geschichte von Ilse Kreuzberg.

Schon lange hatte ich mit banger Sorge auf unserer Farm das Fallen des Grundwasserspiegels im Brunnen beobachtet, der uns das Wasser für Haus und Garten spendete. Nun war es soweit, daß kein Wasser mehr gepumpt werden konnte.

Ich stand allein, und auf mir ruhte die Leitung des ganzen Farmbetriebes, denn mein Mann saß im englischen Gefangenenlager, und alle Nachbarfarmer waren zur Schutztruppe einberufen.

Alle die mühsam angelegten Gemüsebeete lagen der Glut der Sonne preisgegeben, und das Wasser für den Hausbedarf mußte nun aus einem entfernt liegenden Wasserloch geholt werden, wo Schafe und Kälber getränkt wurden und an dem auch die großen Hundsaffen ihren Durst zu löschen kamen. Aber das war kein Wasser mehr, sondern eine Schlammbrühe, die durch einen Zusatz von Alaun zur Klärung gebracht wurde und auch dann nur in abgekochtem Zustand genießbar erschien. Nach der letzten wenig ergiebigen Regenzeit verringerte sich die Wassermenge zusehends.

Immer wieder, wenn mich die Sorge ums Wasser bedrängte, wanderten meine Gedanken zu dem Dynamit, das im Proviantraum lag, und mit dessen Hilfe wir den Brunnen tiefer sprengen konnten. Aber es stand Gefängnis darauf, ohne Erlaubnisschein mit Dynamit zu arbeiten. Und Eingeborene durften überhaupt nur zu Handlangerdiensten dabei herangezogen werden.

Aber es war Krieg. Wer sollte mir helfen?

*

Eines Abends, als ich keinen anderen Ausweg mehr wußte, nahm ich allen Mut zusammen und sagte den Eingeborenen, daß wir den Brunnen tiefer sprengen wollten, wenn einer von ihnen sich freiwillig zum Bedienen der Zündschnüre melden würde.

Verblüfftes Schweigen, entsetzte Abwehr in den Gesichtern! Mein Blick fällt auf Dobbe, den einzigen Betschuanen unter den Hereros und Hottentotten, der mir längst durch seine Geschicklichkeit und Intelligenz aufgefallen war. Hier kann er den anderen Eingeborenen die überlegenheit seines Stammes zeigen. Er meldet sich, ich verspreche ihm einen fetten Hammel.

Am anderen Morgen geht es mit Hammer und Bohrstange in den Brunnen. Löcher werden gebohrt, das Dynamit aufzunehmen. Schwer und schwerer wird mir das Herz, je weiter die Arbeiten fortschreiten. Mich allein trifft die Schuld, wenn Dobbe etwas zustößt. Ganz einfach ist ein Eimer an einem Strick befestigt, der, über eine Winde laufend, in den Brunnen hinunterführt. Hiermit soll sich Dobbe herunterlassen, um unten die Zündschnüre in Brand zu stecken . . .

Wenn nun der Strick reißt, wenn unten die Hölle brodelt!

Ich kann das Beben meiner Hände nicht bezwingen, während ich die Zündkapseln an den Schnüren befestige und diese an die Dynamitpatronen binde. Aber als ich damit zum Brunnen gehe, an dem die Eingeborenen mit Spannung warten, habe ich mich wieder in der Gewalt. Ruhig und sachlich erkläre ich dem Betschuanen die Handhabung und weise jedem Eingeborenen seinen Platz an. Noch einmal prüfen wir Winde und Strick auf ihre Haltbarkeit. Eine Kette wird zur Sicherheit herabgelassen — für den Fall, daß die Winde versagt —, dann steigt der Neger mit seiner gefährlichen Last in den Eimer, und hinab geht's in die düstere Tiefe.

Kein Wort wird laut. Über den Brunnen gebückt folgen wir der Arbeit im Brunnenschacht.

Nun ist es soweit. Ein Streichholz flammt unten auf. Die erste Zündschnur zischt und sprüht Funken, die zweite und dritte flammen auf.

Graue Rauchwolken füllen die Tiefe und trüben die Sicht. Wie feurige Schlangen züngeln die brennenden Schnüre durch den Qualm.

Angstschweiß steht mir auf der Stirn — mein Herz klopft in rasenden Schlägen! Meine Augen hängen an den Umrissen des Schwarzen — in starrem Entsetzen weiten sie sich . . .

Er schwankt — er sucht tastend einen Halt. Seine Hand mit der brennenden Schnur zittert. Hilf, Himmel! Gib dem Manne Kraft, die letzte und siebente zu entzünden!

Jetzt hat er sie erreicht — jetzt sprühen sieben feurige Flammen! Nun singt er in den Eimer. Mit letzter Kraft umklammert er den Strick. Die Leute an der Winde drehen aus Leibeskräften. Aus schwelendem Rauch taucht Dobbe herauf aus dem Schacht — mit geschlossenen Augen — —

Entsetzt sehe ich in sein Gesicht. Wie graue Asche liegt es auf der schwarzen glänzenden Haut. Totenblässe ist es, bei einem Neger ein schauerlicher Anblick! Mit wilden Schreien feuern die Männer sich zu schnellerem Drehen an. Viele schwarze und zwei weiße Hände strecken sich Dobbe entgegen, ziehen ihn über den Brunnenrand, die Winde wird umgeworfen, und dann laufen wir, was wir können.

Hoch fliegen Steinblöcke aus der Tiefe herauf. Ein Sprühregen von Staub und Erde trifft uns noch. Sieben Schüsse sind gefallen. Es ist alles gut gegangen!

Singend tobt sich die Freude der Eingeborenen aus, und der Tag wird mit Verspeisen des fetten Hammels und mit wilden Tänzen gefeiert.

Als ich nach geraumer Zeit über den Brunnenrand schaue, blinkt mir ein klarer Spiegel entgegen. Wir haben eine Ader getroffen, und alle Wassernot hat nun ein Ende.

Wieprecht und der Löwe.

Historie von Eilhard Erich Pauls.

Unangenehm war dem Ritter Wieprecht bei seiner Begegnung mit dem Löwen nur, daß er den Verdacht hatte, auch die Dame Horla wäre als Zuschauerin dabei. Er kam sich irgendwie lächerlich vor. Aber er hatte freilich keine Zeit, darüber nachzudenken. Nur: die Dame Horla stand allewege so lebendig vor den Gedanken seines Herzens, als sähe er sie mit seinen Augen im Gefolge der Kaiserin schreiten, sie, die wunderschönste Blume in der Hofhaltung der Kaiserin Bertha. Aber Zeit zum Nachdenken hatte er nicht.

Er kam aus der Ritterstallung, schritt quer über den Hof der Kaiserburg. Da sprang die eisenbeschlagene Tür des Tierhauses wie von selber auf. Aus dem Dunkel trat der Löwe heraus, den sie hier in Rom dem siegreichen Kaiser Heinrich geschenkt hatten, obwohl der deutsche Herr eigentlich nicht wußte, was er mit dem stolzen, wilden Tiere aus fernem Lande anfangen sollte.

Der Löwe trat heraus, ein prachtvolles Tier, blinzelte verärgert in das Sonnenlicht hinein, kratzte ein wenig auf dem Steinpflaster, dehnte sich. Der Ritter, übrigens in leichter Hofkleidung, sah sich zuerst nach seinem Waffenträger um. Es war dem Thüringer — sein Burgnest hieß Groitzsch, Wieprecht von Groitzsch im Thüringer Lande hieß er — in diesem Rom zu heiß, als daß er den Gürtel selbst umschnallen wollte. Am Hof des Kaisers Heinrich hatte er in diesem Rom die römische Sitte gleich angenommen. Und ein Mann galt nicht von selber etwas, sondern je mehr Diener hinter ihm herkamen, um so höher galt er. Wieprecht brummte dazu, aber sein Schwertträger hatte die Ritterstallung noch nicht verlassen. Und sonst war da niemand.

Wieprecht stand allein auf dem Hof der kaiserlichen Burg dem Prachtvieh gegenüber. Er sorgte sich deshalb nicht. Es waren eigentlich nur Staunen und Freude in seinem Herzen, als er das Untier betrachtete. Im Thüringer Walde gab es so etwas nicht. Der Löwe gähnte mächtig. Er zeigte ein prachtvolles Gebiß.

Trotzdem war dem Wieprecht eines ungemütlich: er hatte das Gefühl, irgendwo Zuschauer zu haben. Es kam ihm vor, als sollte er hier lächerlich gemacht werden. Er wandte aber das Auge nicht von der Katze. Zu den Fenstern

des kaiserlichen Palastes sah er nicht auf. Mochten sie da stehen. Er würde sie hinterher danach behandeln. Und dieser Vorsatz tröstete sehr. Bloß die Dame Horla, diese lieblichste Blume im Schmuck des kaiserlichen Hofes, wollte man eigentlich anders behandeln. Und wenn man sich vorstellte, daß auch die Dame Horla ihr feines Mündchen spöttisch verzöge — nun, da konnte einer schon böse werden. Und als also der Zorn in dem Ritter sich zu regen begann, bemerkte ihn der Löwe.

Der duckte sich sofort nieder und fauchte ihn an. Aber nun war Wieprecht auch mit seinem Erstaunen fertig. Und die Freude über die Pracht des Tieres ging in seinem aufsteigenden Grimm unter. Er ging mit den großen Schritten seiner langen Beine auf den Löwen los. Daß er keinerlei Waffen bei sich trug, bedachte er gar nicht. Die Katze richtete sich auf. Zum Sprung war sie nicht gekommen. Sie knurrte böse. Und dann hob sie die Tatze, hatte die Krallen scharf geöffnet. Aber die Katze kam zu gar nichts. Ritter Wieprecht griff mit beiden Fäusten in die Mähne des Löwen hinein und schüttelte den mächtigen Kopf dermaßen hin und her, daß dem Tier wirbelig wurde. Der Ritter tat nicht anders, als ob er einen dummen Thüringer Lausejungen vor sich hätte, der „Undäg" getrieben. Er zauste die Katze, daß sie zu winseln begann. Und als der Ritter den Kopf wegwarf, dem Leib des Tieres damit eine halbe Wendung beibrachte, kniff der Löwe den Schwanz ein und trollte in seinen Stall zurück. Wunderlicherweise war nun sofort ein Wärter da, der die Tür schloß. Auch der Knecht kam mit dem Schwerte eilig herbei. Es wurde lebendig auf dem Hofe.

Ritter Wieprecht strich sich die Hände am Hosenboden sauber. Er sah sich ärgerlich um. Von der Terrasse des Palastes schritt ihm die ganze Gesellschaft entgegen. Kaiser Heinrich war an der Spitze. Und das war Kaiser Heinrich der Vierte, eben zum römischen Kaiser gekrönt, nachdem er die Stadt erobert und damit den Papst, seinen alten Gegner von Canossa her, vertrieben hatte. Der erste aber, der die Mauern der ewigen Stadt auf der Leiter erstürmt hatte, der erste, der in die feindliche Stadt hineingesprungen war, der Mann, dem dieser Kaiser seinen Sieg zu verdanken hatte, war Wieprecht von Groitzsch gewesen.

Kaiser Heinrich strahlte über das ganze Gesicht, Ja, sie hätten seine Kraft auf die Probe stellen wollen. Tüchtig wäre er, ein ganz gehöriger Kerl. Man könnte Staat mit ihm machen, lobte der Kaiser. Bös war bloß, daß Dame Horla dabeistand. Daß die wunderlieblichste Blume des kaiserlichen Hofes wie eine weiße Lilie ausschaute, bemerkte Wieprecht vielleicht nicht. Aber er kam sich lächerlich gemacht vor. Denn diese Dame Horla stand ein wenig sehr viel höher, als daß man sie sich so ohne weiteres als Burgherrin zu Groitzsch im Thüringer Lande hätte denken und also die Blume brechen können. Sie war die Tochter des Ungarkönigs und für einen deutschen Ritter nicht gewachsen. Das hätte Kaiser Heinrich vorher bedenken sollen.

Wieprecht reckte sich auf. Es war ein bißchen was vom Fauchen der Katze in seiner Stimme. „Für den Herrn Kaiser", fauchte er, „habe ich die Alpen überschritten, Leib und Leben gewagt. Dem Herrn Kaiser habe ich diese Stadt erobert. Im Dienste des Herrn Kaiser habe ich meine Stärke gebraucht. Nun will ich mir einen anderen Herrn suchen, der mich nicht nur des Spaßes halber hält." Sprach's und wandte sich. Daß die weiße Lilie zu einem tränenden Herzen wurde, bemerkte er leider nicht.

Nun war die ganze Gesellschaft erschrocken. Denn Kaiser Heinrich der Vierte, obwohl er mittlerweile viel gelitten und also auch viel gelernt hatte, war als ein jäh aufbrausender und unberechenbarer Herr bekannt. Aber Kaiser Heinrich sprach zu seinen Herren: „Schafft mir den Ritter wieder. Macht ihm Versprechungen. Eilt, ihn zu versöhnen!"

Es liefen gleich etliche Herren recht geschäftig hinter dem Ritter her. Und weil die weiße Lilie nun geknickt und das tränende Herze gar zu betrübt in dem Arm der Freundin lag, so machte sich ihre Kammerzofe aus eigenem Antrieb auf, den Herren zu folgen.

Nachher saßen sie bei Tische. Und Ritter Wieprecht mußte neben Kaiser Heinrich Platz nehmen. Der Ritter schwieg wie ein Alpenfels. Kaiser Heinrich flüsterte mit seinem Kämmerer. Der kam mit einer Schale wieder, auf der etliche Goldstücke lagen. Ritter Wieprecht zog die Stirn in Falten und drehte sein Gesicht ab. Kaiser Heinrich flüsterte ein zweites Mal. Und der Kämmerer kam mit einer Schale wieder, darauf lag viel Edelgestein und ein schlichter Dolch. Den Dolch nahm Ritter Wieprecht und prüfte ihn. Die Schale schob er zurück.

Nun hatte Kaiser Heinrich, obwohl sie alle seine Jähheit fürchteten, im Grunde ein gutes Herz, und begangene Fehler wollte er wiedergutmachen. Er nickte mit leisem Lächeln der Kaiserin zu. Die erhob sich und brachte die Dame Horla an ihrer Hand zurück. Nun war die Dame Horla eine purpurrote Rose. Schön und lieblich wie nie, ach! Schön und lieblich wie immer war die Dame Horla.

„Die nehme ich!" rief der Ritter. Da war er aufgesprungen. Und Kaiserin Bertha legte ihm die wunderliebliche Blume an die Brust.

Wieprecht und die Dame Horla wurden ein großes Fürstenhaus im Thüringer Lande.



Romanschluß — vom Leben diktiert!

Ein amerikanischer Schriftsteller hatte vor kurzem einen Roman verfaßt, der in einer großen Zeitung in Fortsetzungen erschien. Einige Tage vor dem Abschluß erhielt er den Besuch eines älteren Mannes, der ihn aufgeregt fragte: „Haben Sie bereits den Schluß des Romanes verfaßt, der zur Zeit in der Tribune veröffentlicht wird?" „Gewiß!" erhielt er zur Antwort.

„Stirbt die Heldin am Schluß?", fragte der Mann weiter.

„Ja, sie stirbt an der Auszehrung. Nach den von mir beschriebenen Symptomen kann sie kaum mit dem Leben davon kommen!"

„Sie müssen sie aber dennoch leben lassen — und den Schluß ändern!" bat jetzt eindringlich, vor Gram schwer atmend, der Besucher.

„Das kann ich aber jetzt kaum noch ändern", meinte bestürzt der Romanautor.

„Sie müssen es tun! Sehen Sie, ich habe eine einzige Tochter, die alle jene Anzeichen, die Sie beschreiben, genau an sich hat, und die jede Fortsetzung des Romanes mit Spannung erwartet. Wenn Sie jetzt das Mädchen Ihres Romanes auch sterben lassen, dann — dann wird mein Kind wohl auch zu Grunde gehen, da die Geschichte so tiefen Eindruck auf sie macht. Der Ausgang Ihrer Erzählung entscheidet also über ein Menschenleben!"

Da stand der Schriftsteller auf, und heller Glanz lag in seinen Augen: „Sie wird, sie muß weiterleben. Ich werde es ändern!" Damit reichte er dem Alten kräftig die Hand, die dieser hoffnungsfroh und dankbar drückte.

Und in der Tat — das happy end des Romanes gab der Tochter des alten Mannes neuen Lebensmut. Sie überwand die Krankheit, gesundete und heiratete und ward dieser Tage eine glückliche Mutter.





„So, so, Sie sind also Kriminalschriftsteller! Nun werde ich das nächste Kapitel schreiben!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg